
HERDER KORRESPONDENZ

Heft 9 · 44. Jahrgang · September 1990

Wir sind weithin zu einfalllos geworden und kommen aus den Schablonen nicht mehr heraus, die wir uns selbst angefertigt haben.

Ferdinand Klostermann

Brauchen wir einen anderen Klerus?

Am 30. September beginnt in Rom die achte ordentliche Vollversammlung der Bischofssynode, die sich einen Monat lang mit der Priesterbildung unter den gegenwärtigen Verhältnissen beschäftigt. Es ist allerdings nicht das erste Mal, daß die Priesterfrage auf der Tagesordnung dieses Gremiums steht. Schon die Synodenvollversammlung vom Herbst 1971 war zur Hälfte dem Priesterthema gewidmet. Damals waren die Vertreter des Weltepiskopats mit der nachkonziliaren „Priesterkrise“ konfrontiert: Zahlreiche Priester legten ihr Amt nieder, vielerorts bildeten sich kritische Priestergruppen, es gab lebhafte Diskussionen über den Platz und die Aufgaben des priesterlichen Dienstamtes in der Kirche, man experimentierte mit Reformen des Theologiestudiums und der Seminarausbildung. Heute scheint das Fahrwasser für eine Beschäftigung mit der Priesterfrage zumindest auf den ersten Blick ruhiger. Die Zahl der Amtsniederlegungen ist zurückgegangen, zumindest in der Dritten Welt sind die Seminaristenzahlen teilweise deutlich gestiegen (vgl. ds. Heft, S. 431). Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, daß die entscheidenden Herausforderungen auf diesem für Leben und Sendung der Kirche so zentralen Feld vielfach gar nicht wirklich wahrgenommen bzw. durch problematische Stabilisierungsversuche verdeckt werden. Dabei bräuchte es gerade in der Priesterfrage heute den Mut zu neuen Weichenstellungen.

Der Priestermangel drückt immer stärker

Das gilt schon deshalb, weil die Schere zwischen den seelsorglichen Bedürfnissen und der zur Verfügung stehenden Priesterzahl in weiten Teilen der Weltkirche weit auseinanderklafft und dabei Notlösungen und Anormalitäten in Kauf genommen werden, die sich vom katholischen Kirchen- und Amtsverständnis her eigentlich verbieten. In Lateinamerika, Afrika und Asien haben Priester

vielfach große Gebiete zu versorgen, in denen die „Basisseelsorge“ weitgehend in den Händen von Katechisten oder anderen Laien als Bezugspersonen liegt. In den meisten europäischen Ländern – die Bundesrepublik gehört auch dazu – macht sich der *Priestermangel* immer schmerzlicher bemerkbar. Die gewohnten Seelsorgsstrukturen sind nur noch mit Mühe aufrechtzuerhalten; der Rückgriff auf haupt- und ehrenamtliche Laien in den verschiedenen Feldern der Pastoral löst das eigentliche Problem nicht, sondern verschiebt es nur.

Es sieht auch nicht danach aus, als könnte man in absehbarer Zeit die genannten Schwierigkeiten durch mehr Priesternachwuchs in den Griff bekommen oder zumindest in ihren schädlichen Auswirkungen für die Kirche abmildern. In den Ortskirchen mit rückläufigen, stagnierenden oder nur leicht ansteigenden Seminaristen- und Weihezahlen reichen die Neuzugänge im Klerus im besten Fall dazu aus, die immer größer werdenden Lücken mühsam zu stopfen. Die massive Überalterung des Klerus wird die Lage in den kommenden Jahren noch weiter verschärfen. Wo wie in Teilen der Dritten Welt die Seminaristenzahlen beträchtlich gestiegen sind und auch die Zahl der Priesterweihen zunimmt, wachsen gleichzeitig auch die Katholikenzahlen und werden die pastoralen Aufgaben größer und vielfältiger, so daß auch hier die Zukunftsperspektiven für die Seelsorge nicht sehr rosig sind. Überdies sagen die Zahlen allein ja noch nichts darüber aus, ob der gegenwärtige und für die nächsten Jahre zu erwartende Nachwuchs, sei es in Europa, Lateinamerika oder Afrika, auch den Anforderungen entspricht, die sich aus der jeweiligen kirchlichen und gesellschaftlich-kulturellen Situation ergeben.

Natürlich ist es nicht dasselbe, ob ein Priester seinen Dienst auf dem bolivianischen Altiplano, in einer westeuropäischen Großstadtpfarrei, in einem slowakischen Dorf oder auf einer indonesischen Insel versieht. Aber bei aller Unterschiedlichkeit der Milieus lassen sich doch einige

Grundkoordinaten markieren, die für die Aufgaben der Priester heute maßgeblich sind. Praktisch überall sind die traditionellen Strukturen, in denen der christliche Glaube mehr oder weniger lang gelebt und weitergegeben wurde, schwächer geworden oder haben sich schon bis auf Restbestände aufgelöst. Das gilt für lateinamerikanische Volksreligiosität ebenso wie für die katholischen Sonderkulturen in Deutschland, der Schweiz oder den Niederlanden. Gleichzeitig ist die *Konkurrenzsituation* für die Kirche und ihre Verkündigung auf allen Kontinenten vielfältiger, unübersichtlicher und härter geworden: Die wissenschaftlich-technische Zivilisation der europäischen Moderne hat ihre Auswirkungen bis in den letzten Winkel der Erde, in Europa gibt es außerhalb der Kirchen ein buntes religiöses Angebot von der Sufimystik bis zum Schamanismus, in der Dritten Welt (aber nicht nur dort!) konkurrieren mit den christlichen Kirchen die verschiedensten Sekten und unabhängigen Kirchen.

Mit gutem Grund ist deshalb in allen Regionen der Weltkirche seit einiger Zeit so viel von der Notwendigkeit der *Evangelisierung* bzw. der Neuevangelisierung und auch der Inkulturation die Rede. Schließlich hängt die Zukunft des Christentums auf allen Kontinenten entscheidend davon ab, daß es gelingt, Menschen über traditionelle und konventionelle Bindungen hinaus zu einer bewußten, ihr Leben prägenden Entscheidung für den Glauben zu führen und sie darin zu bestärken. Dazu gehört die Fähigkeit, sie auf ihren oft verschlungenen Wegen zum Glauben und im Glauben zu begleiten, den Kontakt auch zu denen zu suchen und zu pflegen, die nicht zum festen Kern der Gemeinden gehören, die Auseinandersetzung mit den Anhängern bzw. Sympathisanten anderer religiöser und weltanschaulicher Richtungen und Strömungen zu führen. Natürlich ist Evangelisierung keine exklusive Aufgabe des Priesters, sondern geht alle Gläubigen an. Aber der Priester hat als geweihter Gemeindeleiter dabei eine besondere, nicht völlig delegierbare Verantwortung. Schon durch seine Stellung ist er herausgehobener Ansprechpartner und wichtige Bezugsperson.

Das „tridentinische“ Modell paßt inzwischen nicht mehr

Entspricht aber das Profil des Priesters, wie es heute in der Kirche vorherrscht und als normativ betrachtet wird, überhaupt den grundlegend veränderten Anforderungen? Hat die Kirche wirklich den Klerus, den sie heute und in der nächsten Zukunft bräuchte, um ihrem Auftrag gerecht zu werden? Ist seine Ausbildung auf dem richtigen Weg oder braucht sie eine Neuorientierung?

Das derzeit maßgebliche Leitbild sieht – verkürzt dargestellt – folgendermaßen aus: Ein junger Mann fühlt sich zum Priestertum berufen; er absolviert im Priesterseminar (u.U. teilweise auch an einer Theologischen Fakultät) eine umfassende theologische, spirituelle und pastorale Ausbildung; in dieser Zeit klärt sich auch seine Berufung zum Zölibat; nach Abschluß der Ausbildung schickt ihn

ein Bischof in eine Pfarrei oder auf einen anderen Posten, um dort seelsorglich tätig zu sein; seinen priesterlichen Dienst übt er hauptberuflich aus. Die Grundelemente dieser Konzeption stammen aus verschiedenen Epochen der Kirchengeschichte: Der Pflichtzölibat aus dem Mittelalter, die systematische, an das Seminar gebundene Priesterausbildung den Reformbemühungen des Trienter Konzils, die Vorstellung von einer besonderen Berufung zum Priestertum, die sich u.U. schon in jungen Jahren zeigt, dem 18./19. Jahrhundert. Das Zweite Vatikanum hat, ohne den vorgegebenen Rahmen grundsätzlich zu sprengen, einige Korrekturen und Akzentverschiebungen vorgenommen. Dazu gehört beispielsweise die Zuordnung von allgemeinem Priestertum der Gläubigen und Amtspriestertum und die Überwindung einer einseitig sazerdotal-kultisch ausgerichteten Sicht des Priesters durch die Betonung von dessen Verkündigungsauftrag.

Auch in den offiziellen Vorbereitungsdokumenten zur bevorstehenden Bischofssynode (vgl. ds. Heft, S. 402) ist teilweise durchaus das Bemühen erkennbar, den neuen Herausforderungen für Priester und Priesterausbildung Rechnung zu tragen. So wird etwa auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Priestern und Laien abgehoben; man betont ausdrücklich den Auftrag des Priesters zur Evangelisierung und fordert ihn auf, sich auf Gesellschaft und Kultur einzulassen, in denen er seinen Dienst zu versehen hat. Aber insgesamt wird das „tridentinische“ Modell des Priesters nirgendwo grundsätzlich in Frage gestellt oder auch nur kritisch unter die Lupe genommen. Man hält vielmehr am Konzept der „Berufung“ fest, geht vom Seminar als dem normalen und auch angemessenen Ort für die Priesterausbildung aus und bemüht sich um eine positive Begründung und Rechtfertigung des Zölibats.

Es wäre nicht nur *unrealistisch*, den möglichst radikalen und schnellen *Bruch* mit dieser offiziell maßgeblichen Grundkonzeption von Priestertum und Priesterausbildung zu fordern. Dazu ist sie in einer jahrhundertelangen Tradition zu sehr im Leben und Selbstverständnis der katholischen Kirche eingewurzelt. Es wäre dazu auch *ungerecht*: Schließlich gibt es hierzulande wie in den anderen Ortskirchen, sei es in Europa oder in anderen Erdteilen, viele Priester, die ihren Weg innerhalb dieses herkömmlichen Rahmens gegangen sind bzw. gehen und denen es weder an menschlicher Sensibilität noch an pastoralem Geschick, weder an Wirklichkeitssinn noch an geistlicher Ausstrahlung fehlt. Priesterausbildung im Seminar bedeutet ja nicht eo ipso Erziehung zur Realitätsblindheit und zu klerikalem Standes- und Überheblichkeitsbewußtsein, Zölibat nicht zwangsläufig Unfähigkeit zu normalem menschlichem Umgang und zur unverkrampften Wahrnehmung von Lebenswirklichkeit.

Aufs Ganze gesehen bedeutet das Festhalten am zölibatären, nach der tridentinischen Konzeption ausgebildeten Priester als verbindlichem Leitbild und unveränderter Norm aber eine erhebliche *Blockade* für den Auftrag der Kirche unter den gegenwärtigen Verhältnissen, und zwar

eine Blockade, die die Kirche im Unterschied zu anderen Hemmnissen selber zu verantworten hat. Das gilt nicht nur, weil die Rekrutierung von Priesternachwuchs nach dem herkömmlichen Modell und für die bislang verbindliche Lebensform in Teilen der Weltkirche offensichtlich an Grenzen stößt und in anderen eher problematische Resultate erzielt. Es gilt vor allem auch deshalb, weil sich die Kirche durch ihre Haltung um viele Menschen bringt, die sie für ihre innere Lebendigkeit und ihre missionarische Ausstrahlungskraft als geweihte Amtsträger dringend benötigen würde. Gebraucht werden in der heutigen gesellschaftlichen und kirchlichen Situation auf allen Kontinenten nicht so sehr Priester, die durch Ausbildung und Lebensstand einen für viele Christen nur noch schwer verständlichen und damit auch in seiner Zeugnishaftigkeit und Anziehungskraft stark reduzierten Sonderstatus haben. Es braucht vielmehr Priester, denen man abnimmt, daß „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute“ auch die der Jünger Christi sind (*Gaudium et Spes*, Nr. 1) und die gerade deshalb auch glaubwürdig als Repräsentanten der Kirche und ihres Herrn der Gemeinde gegenüberreten könnten.

Für eine Neuorientierung wäre genügend Spielraum

Letztlich kann also nur eine größere *Auffächerung der Zugangswege und der Lebensform* verhindern, daß die jetzt schon festzustellende Diskrepanz zwischen dem normativ vorgegebenen Profil des Priesters und den seelsorglichen Bedürfnissen weiter zunimmt. Ein entscheidender und wegweisender Schritt zu einer solchen Auffächerung wäre zweifellos die Weihe von „viri probati“, von in Ehe und Beruf bewährten Männern. Sie wurde auf der Synodenvollversammlung vom Herbst 1971 diskutiert, aber schließlich mit Mehrheit abgelehnt. Seither wurde der Vorschlag aber immer wieder aus verschiedenen Ortskirchen ins Gespräch gebracht. Durch die Weihe von „viri probati“ würde sich die Kirche die Möglichkeit schaffen, Männer ins Priesteramt einzugliedern, die jetzt schon in verschiedenen Diensten Seelsorgsarbeit leisten und teilweise die faktische Verantwortung für Gemeinden tragen, denen die Zölibatsvorschrift bislang aber nur den Weg zum Diakonat offenläßt. Sie hätte auch die Chance, Männer zu weihen, die nicht schon im pastoralen Dienst stehen, aber sich durch ihre Lebenserfahrung, ihr berufliches und kirchliches Engagement für den priesterlichen Dienst qualifiziert haben, der ja nicht unbedingt hauptberuflich ausgeübt werden muß. Die Verantwortung für die Festlegung der jeweils angemessenen Zugangswege zum Priesteramt und der dafür erforderlichen Voraussetzungen könnte und müßte dann weitgehend bei den einzelnen Ortskirchen liegen.

Eine Entwicklung in dieser Richtung wäre aus mehreren Gründen auch *ekklesiologisch notwendig und sinnvoll*, jedenfalls wenn man das im Zweiten Vatikanum grundlegte, allerdings dort und in der Rezeption nicht immer

durchgehaltene Verständnis der Kirche als Volk Gottes und als lebendige *Communio* wirklich ernst nimmt. Die Anerkennung der vielen Gnadengaben und Dienste im Volk Gottes verträgt sich schlecht mit dem Konzept eines möglichst einheitlichen und abgehobenen Klerikerstandes, sondern begünstigt eher den fließenden Übergang von den freien Charismen zum amtlichen, sakramental qualifizierten Dienst. Die Leitvorstellung vom Priester als einem durch seinen besonderen spirituellen Rang und seine größere Christusnähe vom „Laien“ unterschiedenen „Geistlichen“ steht in deutlicher Spannung zur Sicht der Kirche als einer – durch Ämter strukturierten – Gemeinschaft von Christen gleicher Würde und Sendung. Wenn Kirche wirklich Gemeinschaft aus lebendigen Gemeinden sein soll, brauchen diese auch Vorsteher, die für sie da sind und können nicht nur einfach von anderswo her „mitversorgt“ werden, so mißverständlich die Rede vom „Recht der Gemeinde auf einen Priester“ auch sein mag.

Bei all dem geht es gerade nicht um einen Angriff auf die amtlich-hierarchische Struktur der katholischen Kirche oder die Einebnung des besonderen Amtes zugunsten einer Gemeinde von religiösen Virtuosen, die ohne ein solches Gegenüber auskommt. Im Gegenteil: Auf die Dauer leidet das Amt in der Kirche stärker Schaden, wenn die Entwicklung eines „Parallelklerus“ weitergeht und der Priester dadurch immer mehr in eine Randstellung gerät oder aber überfordert wird als wenn man den Mut zur stärkeren Relativierung des Priesterbildes der Gegenreformation bzw. des 19. und frühen 20. Jahrhunderts abbrächte. Vom verbindlichen kirchlichen Lehrbestand aus ist eine flexiblere und pluralere Ausgestaltung des priesterlichen Dienstes möglich.

Die Synode könnte ein Zeichen setzen

Natürlich bringt jede Neuorientierung Unruhe und auch Risiken mit sich. Das hat sich zuletzt bei den Reformen des Zweiten Vatikanums gezeigt und würde auch für wünschenswerte mutige Schritte auf dem Weg zu einem neuen Profil des Priesteramtes gelten. Schon deshalb sind die Aussichten, daß solche Schritte wirklich unternommen werden, derzeit nicht günstig. Schließlich orientiert man sich kirchenamtlich vielfach an dem Leitsatz „Keine Experimente“, gerade auch im Blick auf Priesteramt und Priesterausbildung. Klerus und Klerikernachwuchs haben aus dieser Sicht einen entscheidenden Platz in der Strategie der Stabilisierung auf der Grundlage von Tradition, Disziplin und Lehramtsgehorsam. Dementsprechend werden angeblich zu „liberale“ Seminare verdächtigt, wird die Ausbildung an staatlichen theologischen Fakultäten mit Mißtrauen betrachtet. Aber vielleicht gelingt es der bevorstehenden Vollversammlung der Bischofssynode ungeachtet aller struktureller Schwächen dieser Institution doch, ein positives Zeichen zu setzen. Schon eine ehrliche Analyse und Diskussion der anstehenden Probleme wäre ein Erfolg, der im Interesse der Priester und der Kirche überhaupt sehr zu wünschen wäre. *Ulrich Rub*